



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mir täglich neue Anstände bemerklich werden, können Sie denken! Gott gebe bald Besserung!

(Aus einem Briefe ohne Datum.) Kürzlich hat die österreichische Regierung den Wunsch aussprechen lassen, die Kommission möge sich über die bezüglichen Prinzipienfragen gleich jetzt und bevor sie der Reihe nach dahin geführt werde, aussprechen. Die Referenten sollen darüber Vortrag erstatten. Vor einigen Tagen nun hat Hannover vertraulich eine Zusammenstellung gutachtlicher Äußerungen der vornehmsten Praktiker des Landes mitgeteilt, die fast einstimmig für Beibehaltung eines den Richter bindenden Beweisinterlokuts sind. Ich gestehe, daß mir ihre materiellen Gründe nicht sonderlich erheblich scheinen. Die Stimmen in der Kommission sind in dieser Frage dergestalt geteilt, daß wahrscheinlich eine Stimme den Ausschlag geben wird.

So weit diese Briefe. Es ist eine alte Geschichte, doch wird sie immer neu.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bismarck und Bucher. Durch Auszüge in verschiedenen Zeitungen auf einen Aufsatz über Lothar Buchers letzte Lebensjahre in „Schorers Familienblatt“ aufmerksam geworden, haben wir uns dieses Blatt selbst verschafft. Im Zusammenhange gelesen, machen die Mitteilungen weniger den Eindruck, als wäre es der einzige Zweck ihrer Veröffentlichung, den Feinden des Fürsten Bismarck Wasser auf die Mühle zu treiben. Wie stets in solchen Fällen, war es den Zeitungsredakteuren darum zu thun, ihren Lesern das Pitanteste aus dem langen Aufsatze vorzusetzen, und damit ist dem ungenannten Verfasser etwas verdientes widerfahren; denn unverkennbar hat er dieselbe Methode gegenüber seinen Gesprächen mit Bucher beobachtet. Daß es Bucher im amtlichen Verkehr nicht an Anlässen zur Verstimmung gefehlt hat, ist nach seinem Tode von Friedrichsruh her ausdrücklich bestätigt worden, und man müßte es fast ein Wunder nennen, wenn dem nicht so gewesen wäre; daß sich der Reichskanzler nicht selten in Personen getäuscht hat, brauchte nicht erst „enthüllt“ zu werden: manchen hat er selbst bald fallen lassen, andre sollen seine lange Abwesenheit von Berlin benutzt haben, den Boden unter seinen Füßen zu unterwühlen, noch andre warteten seinen Sturz ab, um ihn über ihren Charakter aufzuklären. Gelegentliche Äußerungen des Mißmuts sind aus diesen und andern Gründen, zumal bei einem einsamen Manne, wohl begreiflich. Er wird freilich nicht vorausgesehen haben, daß jemand jedes Wort notiren oder, noch schlimmer, aus dem Gedächtnis einmal für den Druck herrichten würde; Interviewer verfehlen wenigstens diese Absicht nicht. Und deren Aussagen kann der Interviewte berichtigen. Buchers Mund aber ist geschlossen. Doch erheben Thatsachen Widerspruch. Hätte er wirklich von Bismarck gedacht, wie hier behauptet wird, so würde er nicht freiwillig zu ihm zurückgekehrt sein, als sich andre von ihm zurückzogen. Hat er die Mitglieder der Familie erwähnt, so ist auch, das

kann mit Bestimmtheit versichert werden, daß wahrhaft freundschaftlichen Verhältnisses zur Gräfin Rankau gedacht worden, die hier mit Stillschweigen übergangen wird. Wie die Dinge durcheinandergewürfelt sind, das geht schon aus dem Hineinziehen des „Herrn v. R.“ in die Erinnerungen hervor, die aus dem letzten Jahrzehnt stammen sollen. Herr von Keudell, der damit gemeint ist, ging bereits zu Anfang der siebziger Jahre als Gesandter nach Konstantinopel, später als Botschafter nach Rom und schied aus dem Dienste, weil die Unterhandlungen mit dem Vatikan nicht ihm, sondern Herrn von Schlözer übertragen worden waren. So ließen sich noch verschiedene Widersprüche aufdecken. Das ärgste ist, daß der angebliche Freund Buchern wie einen auf seinen Einfluß eifersüchtigen Kammerdiener Bismarcks hinstellt. Darnach muß er ihn in der That sehr wenig gekannt oder gar nicht verstanden haben. Oder hätte er etwa selbst alten Groll auszulassen, was unter Buchers Firma größere Wirkung verhieß? Es wird noch dahinkommen, daß sich Menschen von Bedeutung das Reden unter vier Augen ganz abgewöhnen, weil sie nie vor dem Mißbrauch ihrer Worte sicher sind!

Die Jugendbildung auf Grund der neuen preußischen Lehrpläne. Vor aller Standesbildung Bildung des Menschen! So lautet der oberste Grundsatz des großen Pädagogen Comenius, dessen Gedächtnis vor nicht langer Zeit an allen preußischen höhern Lehranstalten durch einen besondern Akt gefeiert worden ist. Und doch, wie weit sind wir von der Befolgung dieses Grundsatzes entfernt, da unser Jugendunterricht immer noch vor allem die Heranbildung von Gelehrten statt von Menschen bezweckt! Gegen diesen grundsätzlichen Mangel des gegenwärtigen Erziehungssystems, an dem auch die neue preußische Lehrordnung wenig zu ändern vermocht hat, richtet sich ein Aufsatz mit dem angeführten Titel, der in der neuesten Nummer von Reins Pädagogischen Studien (Bleyl und Kämmerer in Dresden) erschienen ist. Wir können auf die Ausführungen dieses Aufsatzes nicht näher eingehen; er ist übrigens allgemein zugänglich, da das betreffende Heft besonders abgegeben wird. Nur ein paar einzelne Bemerkungen mögen hier Platz finden, da sie sich an früher in dieser Zeitschrift vertretene Anschauungen über die Ziele der Jugendbildung anschließen.

Zunächst wird darauf hingewiesen, daß jede Schulreform ihren Zweck nur dann erreichen könne, wenn sie auf die thätige Mitwirkung des Elternhauses zu rechnen vermöge; diesen Gedanken verfolgt der bezeichnete Aufsatz planmäßig, indem er es ausgesprochenmaßen unternimmt, die gebildeten Kreise der Nation über die gegenwärtigen Bestrebungen auf dem Gebiete der Pädagogik aufzuklären, um sie zu wirksamer Unterstützung anzuregen. Ein zweiter Punkt betrifft die religiöse Unterweisung der Jugend. Wir haben uns schon früher gegen die Auffassung erklärt, daß die Schule ihre Aufgabe erfülle, wenn sie darauf bedacht sei, ihren Zöglingen den vorgeschriebenen Lernstoff, die Lieder, Sprüche und Katechismusstellen nebst einer Art „Encyclopädie der Theologie,“ bestehend aus kirchengeschichtlichen und dogmatischen Belehrungen, beizubringen. In ganz ähnlicher Weise führt der erwähnte Aufsatz aus, wie fruchtlos sich der herkömmliche Religionsunterricht gestalte, wenn er nicht das Ziel verfolge, durch Hervorkehrung der religiösen Bildungsmittel, die sich in allen Unterrichtsfächern, namentlich in der biblischen und Profangeschichte und in der deutschen Litteratur vorfinden, zur Belebung des religiösen Bewußtseins beizutragen. Bemerkenswert erscheinen die beigefügten praktischen Winke, die zeigen sollen, wie der Unterricht die Lösung dieser Aufgabe zu suchen habe.

Im ganzen liefert der Aufsatz ein Zeugnis für den Aufschwung, den das Interesse für eine verbesserte Jugendbildung infolge der neuerdings eingeleiteten Reformbewegung genommen hat. Wir fürchten allerdings, daß das vorläufig das einzige Ergebnis bleiben wird. Einstweilen dürfte noch von unsrer Zeit das schon oft gehörte Wort gelten: an Wissenschaft sind wir unendlich weiter gekommen, an Bildung, d. h. an allgemein menschlicher und sittlicher Vertiefung, stehen wir noch immer bedauerlich zurück! Manche in neuester Zeit zu Tage getretenen Erscheinungen unsers gesellschaftlichen und politischen Lebens lehren das in eindringlicher Weise.

Auch ein Achtundvierziger. Es war im Jahre 1878. Auf dem Friedhofe zu Woldegk in Mecklenburg-Strelitz hatte sich eine große Schar Leidtragender versammelt, um einem greisen Freiheitskämpfer, dem Stadtförster Suhr, die letzte Ehre zu erweisen. Nach der Rede des Pastors trat unvermutet aus den Reihen der Anwesenden Karl Suhr, der Sohn des Dahingeshiednen, hervor. Er war von Beruf Schneider, hatte aber schon seit einiger Zeit die Geschäfte der Stadtförsterei besorgt. Der Mann begann vor der erstaunten Menge aus dem an Ereignissen reichen Leben seines Vaters zu reden und riß durch seine einfachen, kernigen Worte die Zuhörerschaft zur lebhaftesten Bewunderung hin. Kein Mensch hatte in dem schlichten Schneidermeister einen solchen Redner geahnt. Darüber befragt, wie er zu der Kunst, so schön zu sprechen, gekommen sei, antwortete er in seinem mecklenburgischen Dialekt: „Dat is noch gornichts; min Prowstück hew ik 1848 liefert, as ik dörch min Ned dat Paleh von den Prinzen Wilhelm von Preußen rettete.“ Die Episode verdient, in weitem Kreise bekannt zu werden. Denn während am 19. März 1848 die übrigen Redner, „Minister und Professoren,“ wie Suhr sagte, mit ihren Mahnungen zur Ruhe gar kein Gehör fanden, war er es, der kleine, einfache Schneidergeselle, der durch seine kräftige, zündende Sprache das erregte Volk beruhigte und von seinem wahnwitzigen Vorhaben, das Palais des Prinzen Wilhelm von Preußen zu zerstören, ablenkte. Wie Karl Suhr, durch die Verehrung für die Person des Prinzen geleitet und durch die Eingebung des Augenblicks fortgerissen, dies zustande gebracht, hat er mir bei meinem letzten Aufenthalte in meiner Vaterstadt Woldegk selbst erzählt. Ich will den Vorgang mit seinen eignen Worten mitteilen:

„Dat was in dat Johr 1848 in de Revolutionstid. Enes Dags im März kem ik ut de Olle Leipzigerstrat, wo ik as Gesell arbeitete, vör dat Tüghus und sah dat Volk dor lagern. En ordentlich Bivak was upschlagen, et würd dor kakt und braden. Dull ging't her. Da mit einmal kemen de Zimmerklüd, de Arten mit hunte Männer up de Schullern, herangerückt und wullen dat Paleh von den Prinzen Wilhelm von Preußen demoliren. Dis wir all nah England flücht; dat Volk glöwte jo, he had de Revolution anstift.

Up de Ramp von dat Paleh würden vele Reden hollen, und de hohen Herren Minister und Professoren schregen sik binah de Kehl ut den Hals, doch nützt dat allens nich. Dat Volk brüllte immer dortwüschien und leten se gor nich to End reden. Dunn dacht ik so bi mi: De Mann, wat de Prinz is, het di immer so fründlich grüßt, wenn du an dat Eckfinster von sin Paleh vöröwer gingst; de Mann dücht mi so recht dütsch und wohr; wenn't ichtens mäglich is, denn mößt du em jetzt helpen. Ahn mi noch lang to besinnen, bin ik up de Ramp, holt mi mit den linken Arm an enen Laternenpahl fast und fang an to reden.“

Der genaue Wortlaut der Rede war meinem Freunde entfallen, nur den Anfang mußte er noch. Dann fuhr er so zu erzählen fort:

„It wees mit de rechte Hand, de ik frie had, up en rodes Plakat gegen-
 äwer, worup stüim: »Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme« und säd: Wenn
 des Volkes Stimme wirklich Gottes Stimme ist, dann werdet ihr dieses Palais
 nicht erobern!“

Hier entschuldigte sich Suhr, daß er das übrige jetzt nach vierundvierzig
 Jahren nicht mehr wisse; nur der Eindruck seiner Worte sei ihm noch geblieben:
 die Menge, die die vorhergehenden Redner gar nicht habe aussprechen lassen, sei
 während seiner Worte still geworden, „und, fuhr er fort, tom Schluß stimmte
 ik dat Led: »Heil dir im Siegerkranz« an, und dat ganze Volk sung mit, und ik
 hew in dissen Ogenblick manchen öllrigen Mann sehen, dem de Thränen von de
 Backen lepen. Während se nun so sungen, möt mi dat de Börsehung ingewen
 hewen, wo't süs mäglich wir, wet ik nich; genog, eins, twei, drei had ik min
 Schniederfried herut und schrew an de Flügelböhr von dat Paleh dat Wurd
 »Nationaleigentum« und römt weg. It wüßt sülwst nich, wie mi wir. As ik
 twüschen de Menge was, hörte ik, dat se nah den »Studenten« söchten, de dor
 redt had. Ken Minsch had jo up den lütten Schniedergefellen in de Pefesch mit
 gröne Schnüren Acht gewen. Un as se nu dat Wurd »Nationaleigentum« sehgen,
 würdens stuzig. Infolge von de Red und dat Singen was dat Volk all up
 anner Gedanken kamen, und et glöwte nu, dat en von de Studenten, de sich up
 den Platz herümdrewen, dat Wurd dor anschrewen had. Et kam all Lüid vör, as
 wenn't dor hen zaubert wir. Genog, de Zimmerlüid treckten aw, und de äwrige
 Menge verlüir sik of mit de Tid. It kam up Umwegen nah min Wohnung in de
 Olle Jakobstrat. Am annern Morgen was äwer de Böhr von dat Paleh en
 Brett mit de Upschrift »Nationaleigentum« anbröcht. So is't kamen, schloß mein
 Freund Suhr, dat se 1848 den Kaiser Wilhelm sin Hus nich störmst hewen.“

Kein Mensch hat damals erfahren, wer das folgenreiche Wort zuerst an die
 Thür des Palais geschrieben hatte, und kein Geschichtswerk meldet den Namen des
 kühnen Schneidergesellen, der durch sein mannhaftes Auftreten das Eigentum unsers
 geliebten Kaisers Wilhelm des Ersten vor der Hand der verblendeten Menge
 schützte und sie vor einem Schritte bewahrte, der ihr auf ewig zur Schande ge-
 reicht hätte.

Prinz Wilhelm von Preußen hatte sich am Vormittage des 19. März in
 aller Stille nach der Pfaueninsel bei Potsdam begeben; von dort aus reiste er
 auf dem Wege durch Mecklenburg nach England.

Der Stadtförster Karl Suhr, jetzt ein Mann von siebzig Jahren, erfreut sich
 einer kräftigen Gesundheit und eines immer fröhlichen Gemüts. Wie früher mit
 Nadel und Kreide, so weiß er jetzt mit dem Gewehr vortrefflich umzugehen und
 wird wegen seiner Pflichttreue und seines freundlichen Wesens von allen geliebt
 und geachtet.

Hannover

fr. Bertram

Eine Ehrenrettung. In Heft 37 der vorjährigen Grenzboten war ein
 Feuilleton von Luise Nebentisch erwähnt worden, worin der Widerspruch zwischen
 dem steigenden Luxus der höhern Klassen Englands und der gleichzeitigen Klage
 über Verarmung hervorgehoben wird; der Verfasser des „Unmaßgeblichen“ hatte
 daran die Bemerkung geknüpft, man könne ja von der Dame nicht verlangen, daß
 sie den ursächlichen Zusammenhang zwischen den beiden einander scheinbar wider-
 sprechenden Erscheinungen herausfinden solle. In Heft 42 ist dann die genannte
 Novellistin noch einmal erwähnt worden mit der Wendung: „Wenn man die Welt

wie Luise Nebentisch nur nach den fashionablen Bädern und den feinen Vierteln der Großstädte beurteilte, so würde man von einem modernen Glend keine Spur finden.“ Später hat der Verfasser jenes Unmaßgeblichen erfahren, daß der Verfasser des zweiten Aufsatzes die Dame nicht aus ihren Schriften, sondern nur aus jenem Sätzchen in Heft 37 kennt, und er bedauert nun, zu einem unberechtigten und falschen Urteile Veranlassung gegeben zu haben; Fräulein Nebentisch schildert allerdings vorzugsweise das Leben der höhern Stände — nicht wie es sich in Bädern, sondern wie es sich im Hause darstellt —, aber sie kennt auch das Londoner Glend und hat es in ihren Schilderungen englischen Lebens nicht übergangen.

Zur zoologischen Weltauffassung. Aus dem Bibliographischen Institut geht uns eine Erklärung „Zur Abwehr“ zu, worin Herr R. Schmidlein die von ihm besorgte Volks- und Schulausgabe von Brehms Tierleben mit folgenden Worten in Schutz nimmt:

„Die Gefahr, welche der Jugend drohen soll, wenn sie den Bau des menschlichen Körpers als den eines Säugetieres kennen lernt, wird nur dann vorliegen, wenn aus den Thatsachen absichtlich gefälschte und mit der ganzen Roheit des Unwissens erfindene Schlussfolgerungen gezogen werden, wie man es ja von Gegnern der Naturwissenschaft, denen jedes Mittel im Kampfe recht ist, längst gewohnt ist. In »Brehms Tierleben« wird man vergeblich nach solchen Folgerungen suchen, und niemand kann der absurden Anschauung, daß der Mensch in jeder Hinsicht ein bloßes Tier sei, ferner stehen, als der Schreiber dieser Zeilen. Angesichts der hohen geistigen Natur des Menschen, seiner wunderbaren, ihn so hoch über die andern Geschöpfe erhebenden intellektuellen und sittlichen Kraft und seiner Fähigkeit, sich fortdauernd zu immer vollkommnern Stufen des Daseins zu entwickeln, dürfen die auf den Bau seines Körpers und dessen Funktionen bezüglichen Thatsachen wahrhaftig nicht wie eine zu verheimlichende Schmach behandelt werden. Stellen wir die »doch auch aus Gottes Hand hervorgegangne« Tierwelt nicht zu tief und den Menschen in seiner Gesamtheit nicht zu überschwänglich hoch, dann wird die Frage nach der Stellung unsers Geschlechts in der Natur von selbst für jeden klaren Beurteiler in das richtige Licht gerückt sein.“

Sehr schön und zum großen Teil auch richtig gesagt! Wir dürfen nach diesen Worten wohl erwarten, daß Herr R. Schmidlein künftig in seinen zoologischen Popularisierungen den Menschen aus dem Spiele lassen wird. Es wäre aber besser gewesen, wenn er das von Anfang an gethan hätte. So, wie sie jetzt ist, bleibt die erste Seite des Buches, wo die von uns und andern gerügten Sätze stehen, besonders: „Der Mensch ist nichts mehr und nichts minder als ein Säugetier“ und: „Jede Mutter, welche ohne zu grübeln und mit namenloser Wonne ihrem Kinde sich hingiebt, beweist, daß sie der ersten Klasse des Tierreichs angehört,“ immer wie durch einen häßlichen Flecken entstellt. Schade um das sonst so gute Buch, das wir gerade wegen seiner liebevollen, ganz in der Sache aufgehenden Schilderungen aus dem Tierleben hochgehalten und empfohlen haben. So geschmacklose Äußerungen zeigen, daß es auch eine Roheit des Wissens giebt, die wir stets mit Entschiedenheit zurückweisen werden, besonders wenn sie dem Volke oder der Jugend geboten wird.

Die Kunst, berühmt zu werden, ist gar nicht so schwer. Es braucht einer nur dafür zu sorgen, daß sein Name häufig in den Zeitungen gedruckt wird. Die

Zeitungen aber lassen sich nicht lange bitten, sie sind ja gern bereit, ihren Lesern das Neueste mitzuteilen. Es genügt, an einige der bedeutendsten Blätter fleißig Postkarten zu schreiben und zuweilen Depeschen zu richten, die übrigen Zeitungen drucken die Neuigkeit schon von selber nach. Übrigens ist es dabei von großem Wert, einen wohlklingenden Vor- und Familiennamen zu haben, der sich dem Gedächtnis der Mitwelt leicht einprägt. Wenn man also zum Exempel ein Nordpolsucher oder Weltreisender oder Afrikaforscher ist, so ist es völlig ausreichend, einmal vergeblich den Pol gesucht zu haben oder fast um die Welt gereist zu sein oder eine Spritztour in Afrika zur rechten Zeit beendigt zu haben, um zeitlebens ein berühmter Mann zu sein. Man muß allerdings hinterher die Zeitungen von seiner werten Person „auf dem Laufenden erhalten,“ sodaß sie bald ein Privattelegramm, ein wirkliches Telegramm, bringen können, etwa des Inhalts: „Leopold N. ist in Berlin oder Wien eingetroffen,“ bald auf der ersten Seite von einer Audienz (man verschweigt natürlich, daß und wie man sie sich erbeten hat) zu berichten wissen (dergleichen ist immer interessant), bald unter dem „Vermischten“ von irgend einem kleinen spaßigen Vorfall erzählen können. Wenn man krank ist, läßt man sich von einem allbekannten Arzt, Professor soundsso, vielleicht einem „Leibarzt,“ behandeln, oder man „konsultirt“ ihn wenigstens, man kommt in einem Coupé erster Klasse mit dem größten Mangel an Infognito in Bädern ersten Ranges an und steigt, wenn auch nur vorübergehend, in Wohnungen ersten Ranges ab, u. s. f. Der Name macht auf diese Weise in gewissen Zwischenräumen die Runde durch das ganze Reich, und die Erinnerung an den berühmten Träger wird immer wieder aufgefrischt. Schließlich sagt schon ein Reisender unterwegs dem andern, oder es sagt ihnen der Zugführer: „Kennen Sie den nicht? Das ist ja der bekannte, berühmte N.“ Ja, man muß nur unsre Zeit der Reklame verstehen und an ihrer schwachen Seite zu nehmen wissen, dann ist es gar nicht so schwer, berühmt zu werden und berühmt zu bleiben.



Litteratur

Aus und über England von Karl Hillebrand. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Straßburg, Karl F. Trübner, 1892

Die sieben Bände seiner Aufsätze, die Karl Hillebrand unter dem Titel „Zeiten, Völker und Menschen“ gesammelt hat, bilden ein interessantes und wertvolles Vermächtnis eines außerordentlich belesebenen und weltkundigen, dabei geistvollen und selbständig urteilenden Schriftstellers, den ein wunderliches Lebensgeschick in Frankreich, England und Italien beinahe ebenso heimisch gemacht hatte wie in Deutschland. Aus der Fülle seiner lebendigen Anschauung wie seiner Litteraturkenntnis heraus hat der verstorbene Historiker zahlreiche Abhandlungen und Kritiken geschrieben, die in der That wert sind, auch nach Jahren noch gelesen zu werden. Das Erscheinen stark vermehrter zweiter und dritter Auflagen, wenigstens der ersten Bände dieses Sammelwerks, ist denn auch ein gutes Zeichen, daß sie über den allzu-